

Sprachwertmüchigkeit.

Die ersten germanischer Eroberer Englands läßt schon der angelsächsische Geschichtsschreiber Bede aus Angeln, Sachsen und Briten bestehen. Die Angeln kamen vermuthlich aus der noch heute ihren Namen tragenden Landschaft im Norden der Schlei; die Briten aus der nach ihnen benannten Halbinsel, die aber damals noch nicht von Dänen besetzt war; der Ursprung der Sachsen aber ist nicht auf den jetzigen Bereich des Namens auszubehnen, indem der sächsische Völkerverbund damals Zeit sich im Großen und Ganzen auf Chauten, Angribarier, Cherueter und Marfen beschränkte, also von Hölstein über die nördliche Elbe, Weser und Ems nach der Ruhr reichte. Man darf diese Marfen nicht mit denjenigen verwechseln, deren Rind sich im Liebes dem deutschen Vaterland streut; Arndt haßte an Dithmarschen. So liegt der Schluss nahe, daß auch die Mundarten jener Landstriche im Englischen ihre Entsprechungen finden.

Eines der ersten und häufigsten Wörter, womit der Englischlerne bekannt gemacht wird, ist „coll“ (rufen); eines der beliebtesten Wörter am Niederrhein — auch dem Römer vertraut — ist follen (plaudern, reden), „ne Kall, ne Kallter holten. Englisch „int“ (Ante), „intw“ findet sich in Ente, Entepott, Entelocher, wenn hier auch natürlich keine germanische Verwandtschaft, sondern ein gemeinsames Lehnwort vorliegt. Das Wort „hose“ hat auch in der niederdeutschen Sprache die Bedeutung Strumpf (wie im Englischen) beibehalten, während für das hochdeutsche Hose der Ausbruch Huze, wohl gleich dem englischen „hudson“ (also Hochdeutsche) vorkommt. Uebrigens kommt auch noch die Wortform Niederdeutsch wie in Holland das alte niederdeutsche Wort Hoesel (dem englischen „hose“, „hose“ entsprechend) vor. Interessant ist auch der Umstand, daß zwei Wochentage im Englischen, Niederdeutsch (und Niederländischen) dieselbe Bezeichnung haben: der Mittwoch, englisch „Wednesday“, niederdeutsch „Wonsdag“, west-niederdeutsch „Wonsdag“, holländisch „woensdag“ (Wobansdag), und der Samstag, englisch „Saturday“, niederdeutsch „Saterdag“, holländisch „Zaterdag“. Die gleiche gemüthliche Naturauffassung wie das Englische zeigt das Niederländische zum Beispiel in den Ausdrücken für Blig englisch „bladstool“, „loastool“ (Krocht, Stuhlstuhl), niederdeutsch „Bladstool“ (bei Fritz Meuter Wagenstuhl). Das englische „butter“ (Schmetterling) findet sein Gegenstück im plattdeutschen Boutervogel, Boutervogel, Sommervogel, Emsieder, Wollender u. a. Im Ruhrmündungsgebiet findet man dafür das immerhin naheverwandte Sommervogel, auch Sommerer und Pannvogel. Im Englischen wie im Niederdeutschen wird die Ameise nach einer unangenehmen Eigenschaft dieses Insektes bezeichnet: dem englischen „pigmy“ entspricht zum Beispiel das Duisburger Gmpeseler, Selteme genau. Noch ein Tier, für dessen englischen Namen wir vergeblich nach einer Etymologie suchen, das Schwein, englisch „pig“, hat hier denselben Namen. Jeder kennt, wo Ruhr und Rhein sich einen, ein Puz, und ein Püsten. Noch eine große Reihe anderer Wörter, die hier wie dort vorkommen, läßt sich aufzählen, so Well (Seele, auch im Holländischen), englisch als „well“, Brohm, Brümme (Wintler) als „broom“, Koller (Pflugmesser) als „coultter“, Röhre (Tasse) als „cup“, Dritte (Schmuh) mit umgekehrtem r als „dirt“, Iren (niederig, feil) als „low“, Mott, Modder (Schlamm) als „mud“, Benn (Feder) als „pen“, prolen (schwätzen) und haben Proffad, als „prate“, Schwatzen (Schwätzschau) als „flite“, holländisch „schaatschryden“, Schoor (Hut) als „shore“, Veel (Häfen) als „pluw“, Hoff, Möste (Worte auf einer Wunde, Schor) als „roof“, (Dach), Viel (Docht) als „wit“. In diese Liste, die sich leicht vermehren ließe, sind mit Absicht nicht die zahllosen Wörter aufgenommen, die sich auch in den meisten anderen niederdeutschen Mundarten aufweisen lassen: die Gnod (Uhr), laal (Pflast, late), men (Frieden, creep), Lopp (Wapfel, lop) u. a. Unter den Wohlthätigen in Aussicht des Englischen wie des Niederdeutschen findet sich einiges, was gerade aber auch lediglich von dem Niederdeutschen gilt. So treffen wir das offene englische o (in „water“, „broad“ u. s. w.) in den Duisburger Niederdeutschen Wörtern done, oben, ope (offen) u. a. wieder.

Leichter Alkohol, in kleinen Schlüssen genommen, wirkt härter als ein schmeeres Getränk, das man in einem Zuge trinkt. Keinhilf ist der Unterschied zwischen einer Wilsosuppe, die in einem Zuge geht, und einer solchen, die ihren Inhalt in Abstrichman und kleinen Gekantenbroden zerlegt. Die erste hat einen härteren Gekalt, aber die letztere macht einen volleren Kopf.

Der Gehalt pflanzt sich mit einer Geschwindigkeit von 300 Fards die Sekunde fort. Ausnahmen von dieser Regel sind: Schandbroschüren, 1000 Fards die Sekunde; Schandbroschüren, 500 Fards die Sekunde; Wahrheit, 2 Fards die Sekunde; und die Beduie, die man überhaupt nicht hat.

Die Gewohnheit, Schnupftücher zu führen, kommt aus einem Lande, wo die Reinlichkeit im allgemeinen nicht besonders zu Hause ist: aus Italien. Sogar der Kaiser Friedrich II. richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Er befohl dem Wirtschftsverwalter auf einem seiner Güter in Sizilien, den Mägden und Kindern daselbst „buos faccelos de panno linneo“ zu geben, was nichts anderes ist, als leinene Schnupftücher. Bis zum 16. Jahrhundert brauchten die Deutschen kein anderes Wort als das den Welschen abgeleitete „Fagerlin“, „Faccunlein“, „Farele“, welches sich noch hier und da in einigen Gegenden Oesterreichs und Süddeutschlands als „Fazinetle“ erhalten hat. Doch damals war der Gebrauch des Schnupftüchens bei weitem nicht allgemein. Es erhob sich daher gegen die „widrige Unsauberkeit“ der erste Stimmführer seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, in eindringlicher Weise. In seiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten „Anleitung zur Wohlstandigkeit“ äußert sich: 10. Frage: „Wie soll die Nase mit ihrem Ansehen gehalten werden?“ Antwort: „Reinlich, wie ein unsauber Gesicht.“ 11. Frage: „Ist auch höflich, mit dem parret ober od die Nasen zu pugen?“ Antwort: „Nein, denn solches gehört sich zu tun mit einem Facelletlein. So aber leut vorhanden, soll sich der Knabe sein umkehren und sauber machen“ u. s. w. Gleichbedeutende Wörter in Schriftstücken des 16. Jahrhunderts sind: „Schnaus- und Schnausluchlein“. In der Schweiz hört man hier und da den Ausdruck „Nasentumpe“. Bei den Franzosen scheint das Reinlichkeitsmittel nicht sehr früh allgemein gewesen zu sein, denn noch heutzutage bedient man sich dort, wenn man von der guten alten Zeit redet, oft der unfeinen Redensart: „Temp, au se mondat sur la manche“ (zur Zeit, da man sich über den Ärmel schneuzte).

Das Schnupftuch.

Die Gewohnheit, Schnupftücher zu führen, kommt aus einem Lande, wo die Reinlichkeit im allgemeinen nicht besonders zu Hause ist: aus Italien. Sogar der Kaiser Friedrich II. richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Er befohl dem Wirtschftsverwalter auf einem seiner Güter in Sizilien, den Mägden und Kindern daselbst „buos faccelos de panno linneo“ zu geben, was nichts anderes ist, als leinene Schnupftücher. Bis zum 16. Jahrhundert brauchten die Deutschen kein anderes Wort als das den Welschen abgeleitete „Fagerlin“, „Faccunlein“, „Farele“, welches sich noch hier und da in einigen Gegenden Oesterreichs und Süddeutschlands als „Fazinetle“ erhalten hat. Doch damals war der Gebrauch des Schnupftüchens bei weitem nicht allgemein. Es erhob sich daher gegen die „widrige Unsauberkeit“ der erste Stimmführer seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, in eindringlicher Weise. In seiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten „Anleitung zur Wohlstandigkeit“ äußert sich: 10. Frage: „Wie soll die Nase mit ihrem Ansehen gehalten werden?“ Antwort: „Reinlich, wie ein unsauber Gesicht.“ 11. Frage: „Ist auch höflich, mit dem parret ober od die Nasen zu pugen?“ Antwort: „Nein, denn solches gehört sich zu tun mit einem Facelletlein. So aber leut vorhanden, soll sich der Knabe sein umkehren und sauber machen“ u. s. w. Gleichbedeutende Wörter in Schriftstücken des 16. Jahrhunderts sind: „Schnaus- und Schnausluchlein“. In der Schweiz hört man hier und da den Ausdruck „Nasentumpe“. Bei den Franzosen scheint das Reinlichkeitsmittel nicht sehr früh allgemein gewesen zu sein, denn noch heutzutage bedient man sich dort, wenn man von der guten alten Zeit redet, oft der unfeinen Redensart: „Temp, au se mondat sur la manche“ (zur Zeit, da man sich über den Ärmel schneuzte).

„Erochene“ Thiere.

Wasser ist so unbedingt notwendig zum Leben, daß uns die Frage, ob es Tiere gibt, die ohne zu trinken existieren, müßig erscheinen dürfte. Dennoch verdient dieses Problem ein sorgfältiges Studium. Dr. W. L. Blanford hat bereits vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit auf eine Antilopenart gelenkt, die Antilope Cervicapra, die in der Sandwüste zwischen dem Sahel und dem Innern Persien und dem Meer lebt und niemals Wasser trinkt. Diese Beobachtung, die auf einwandfreien Tatsachen beruht, war von verschiedenen Zoologen in Zweifel gezogen worden, weil es sich um ein ganz einzigartiges Phänomen handelte. Nun aber hat man noch einen anderen Fall gefunden, daß ein Tier lebt, ohne zu trinken. In der Zeitschrift „The Field“ berichtet Dr. A. G. Drake-Brookman über eine Herde Gazellen von der Art der Gazella gazelle, die er auf einer Insel an der Küste von Somaliland beobachtet hat. Die Tiere leben seit dem Jahre 1910 auf diesem Eiland, auf dem sich kein einziger Wasserquell befindet und die jährliche Regenmenge weniger als sieben Centimeter beträgt. Die Gazellen haben also zu ihrer Existenz nur das Wasser, das sie nach den seltenen Regenschauern zu sich nehmen. Außerdem ist die Vegetation sehr erdärmlich und es bleibt ihnen nicht die Möglichkeit, die den Antilopen der Sahelart in Wüste eingeräumt werden muß, für den Mangel an Wasser während der trockenen Jahreszeit sich durch wasserhaltige Wurzeln und Knollenfrüchte zu entschädigen.

Bücherstatistik.

Im Aprilheft des „Bulletin de l'Institut international de Bibliographie“ findet sich eine Abhandlung über die Zahl aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher. Daraus geht hervor, daß seit dem Jahre 1450 nicht weniger als 11.688.810 gedruckte Bücher in den einzelnen Ländern der Erde erschienen sind. In dieser Zahl sind naturgemäß auch die „Inkunabeln“ einberechnet, wie man die bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher nennt, und zwar steht, was die Inkunabeln anbetrifft, Deutschland als Mutterland der Buchdruckerkunst bezeichnenderweise an der Spitze. Während man 20.000 deutsche Inkunabeln zu fernem vorgibt, eine Zahl, die freilich nicht unbeschränkt korrekt ist, sind aus italienischen Druckereien nur 6826 hervorgegangen, aus holländischen 2049, und erst in weitem Abstande folgt Frankreich mit 125. Um das Jahr 1500 herum vertheilte sich die Zahl der jährlich erscheinenden Bücher auf 1280, zweiundzwanzig Jahre später um 1700, was sie bereits auf 10.000 hehoben, 1887 waren es 100.000 und 1908, in dem Jahre, mit dem die Statistik des „Bulletin“ abschließt, waren nicht weniger als 174.375 Druckwerke in den verschiedenen Ländern der Erde erschienen, eine Zahl, die nicht mit Unrecht in dem Verlaufe des Kulturfortschritts Berücksichtigung über die Zukunft unserer Bibliotheken hervorruft.

Das Boudoir.

Das Boudoir kommt wieder. Fast schien es verurteilt, im Laufe des letzten Jahrzehnts verdrängt oder zumindest seines Charakters beraubt zu werden; der gewöhnliche Aufschwung des modernen Kunstgewerbes, der die Schönheit der Gemächer und ihre Einrichtung aus der Einfachheit und der Zweckmäßigkeit entwickelte, wußte mit dem Boudoir, dieser launisch und tapprig auf gebauten Stätte der von der Dame beherrschten Gesellschaft, eine Zeit lang nichts recht anzufangen, endlich aber ist über Nacht das echte alte Boudoir wieder zu Ehren gekommen. Lange haben die Frauen ausbarren müssen, bis im Gange der Kulturgeschichte Sitte und Brauch der Frau des Hauses ein eigenes Gemach zusprechen, in dem sie allein die Herrscherin ist; das alte Hellas und selbst Rom kannten kein Luxusgemach, das allein der Frau gewidmet war, und Jahrhunderte verstrichen, ehe in kleinerer langsamer Entwicklung die gesellschaftliche Stellung der Frau sich so weit festigt, daß sie mit den Familienräumen unter derselben Dach einzieht, unter dem die Männer mit Gesang und Trant ihre geselligen Feste feiern. Wenn die Frau Gäste empfing, so geschah das im Schlafgemach, das sie mit ihrem Satten teilte; am Fußende des Bettes stand eine Bank mit Lehne; sie war der Vorkäuser des Sofas im heutigen Boudoir. Erst mit der prunkvolleren Verbreiterung der Lebenshaltung im 14. und 15. Jahrhundert erstehen in den großen Schlössern neben den stattlichen Festräumen und Gastzimmern schlichtere Gemächer, die der Frau des Hauses allein gehören. Gewiß gab es auch schon damals größere Frauengemächer, in denen die Herrinnen mit den Töchtern und dem Gesinde stützten und nähten, aber zum sinnenden Geplauder unter vier Augen stand der Frau kaum Raum zur Verfügung. Erst die ausgehende Hochrenaissance bringt der Herrin ein kleines „Rabineit“; und es ist nicht der Westlichkeit gebührt, sondern den Stunden religiöser Einsicht und dem Gebet. Vergegenwärtigt man sich die Verhältnisse hier nach bequemen zum Verweilen einladenden Möbeln geschätzt haben; an den Wänden sah man Wandtafeln, und die Möbelleinrichtung bestand aus einem Betpult. Und doch ist es dieser schlichte und strenge kleine Raum der westabgewandten Gedanken, aus dem durch eine Ironie der Geschichte das Boudoir hervorgewächst. Es ist recht eigentlich die Erzeugnis der 18. Jahrhunderts, des Rokoko, des Jtaloziers, in dem die schöne Frau zum ersten Mal alle Insignien der absoluten gesellschaftlichen Majestät entgegennimmt und den Ton eines ganzen Jahrhunderts bestimmt. Neben dem größeren Salon zimmert das Rokoko der Frau statt des alten Andachtsstuhls das Boudoir, und bald ist es Allgemeinort des Adels und des wohlhabenden Bürgertums geworden. Klein und behaglich ist dieser Raum, der ganz das Wesen seiner Besizerin spiegelt, zart und spießrisch wird er geschmückt. Willkür und Launen des Geschmacks bestimmen die Ausstattung. Ueber die Wände ziehen sich kostbare Stoffe mit Stickereien und Spitzen, die hoch und köstlichen Holzschmuckereien und zarten duftigen Gemälden abgelöst werden. Weiche und schwellende Stuhlmöbel laden zum Verweilen und stimmen den Geist zu sorgloser und lässiger Plauderei. Die geistreiche Schauspielerin Guimard läßt die Wände ihres Gemaches mit Atlas bespannen, die Prinzessin Lamballe mit Seid de Tours, und bald sehen wir Spielereien ein, die dem Boudoir etwas Groteskes und Geheimnisvolles geben. Die Pompadour möbliert ihr Boudoir persisch, mit reichen Goldstickereien, über den Tisch zaubert die Meisterhand Bouchers mit zartem Pinsel chinesische Landschaftsbilder. Nur den intimsten Freundinnen und Freunden gewährt hier die Herrin des Hauses Einlaß, ihr Boudoir macht sie zu ihrem Geheimnis, das nur wenige mit ihr teilen dürfen. In dem Maße, als die Künstler zur Ausschmückung des Boudoirs herangezogen werden, mehrten sich auch die bunten Launen, Stiche und Wandmalereien spiegeln den koketten und tänzelnden Geist der Zeit. Wohl in das Auge fällt, ruht es auf lichten und bunlichen Farben aus; die schöne Besizerin hat es verstanden, in der Ausschmückung ihres Boudoirs alle Farben der Natur, die den Blick von ihr ablenken könnten, zu dämpfen und abzutönen. Nirgends fordert ein harter Kontrast den Blick heraus, ein helles Zwielicht fällt den Raum, ohne dunkle Schatten zu geben, und die lufthängenden und sich bewegenden zierlichen kleinen Amoretten am Plafond, die der Maler mit ebenso viel Will als Delikatesse an die Decke tuschte, lassen den Geist verfliegen, doch er hier zwischen Steinmauern liegt. Verirrt sich der Blick zum Fenster, so sieht er landschaftliche Grotten, und das über demnächst die milde Raucher einer jeder kleinen Wasserspiele, die das Rokoko so gern und mit so viel Aufwand an Erfindungsgeist in seinen Gärten errichtete. Erst die Revolution legte diese arten Gemälde der Frauenphantasie hinweg, aber aus ihren Trümmern erhob sich wieder der sonnenannde kleine „Salon“, der sich nun auf seine Vergegenwärtigung bekennt und wieder zum Boudoir wird.

„Erochene“ Thiere.

Wasser ist so unbedingt notwendig zum Leben, daß uns die Frage, ob es Tiere gibt, die ohne zu trinken existieren, müßig erscheinen dürfte. Dennoch verdient dieses Problem ein sorgfältiges Studium. Dr. W. L. Blanford hat bereits vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit auf eine Antilopenart gelenkt, die Antilope Cervicapra, die in der Sandwüste zwischen dem Sahel und dem Innern Persien und dem Meer lebt und niemals Wasser trinkt. Diese Beobachtung, die auf einwandfreien Tatsachen beruht, war von verschiedenen Zoologen in Zweifel gezogen worden, weil es sich um ein ganz einzigartiges Phänomen handelte. Nun aber hat man noch einen anderen Fall gefunden, daß ein Tier lebt, ohne zu trinken. In der Zeitschrift „The Field“ berichtet Dr. A. G. Drake-Brookman über eine Herde Gazellen von der Art der Gazella gazelle, die er auf einer Insel an der Küste von Somaliland beobachtet hat. Die Tiere leben seit dem Jahre 1910 auf diesem Eiland, auf dem sich kein einziger Wasserquell befindet und die jährliche Regenmenge weniger als sieben Centimeter beträgt. Die Gazellen haben also zu ihrer Existenz nur das Wasser, das sie nach den seltenen Regenschauern zu sich nehmen. Außerdem ist die Vegetation sehr erdärmlich und es bleibt ihnen nicht die Möglichkeit, die den Antilopen der Sahelart in Wüste eingeräumt werden muß, für den Mangel an Wasser während der trockenen Jahreszeit sich durch wasserhaltige Wurzeln und Knollenfrüchte zu entschädigen.

Bücherstatistik.

Im Aprilheft des „Bulletin de l'Institut international de Bibliographie“ findet sich eine Abhandlung über die Zahl aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher. Daraus geht hervor, daß seit dem Jahre 1450 nicht weniger als 11.688.810 gedruckte Bücher in den einzelnen Ländern der Erde erschienen sind. In dieser Zahl sind naturgemäß auch die „Inkunabeln“ einberechnet, wie man die bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher nennt, und zwar steht, was die Inkunabeln anbetrifft, Deutschland als Mutterland der Buchdruckerkunst bezeichnenderweise an der Spitze. Während man 20.000 deutsche Inkunabeln zu fernem vorgibt, eine Zahl, die freilich nicht unbeschränkt korrekt ist, sind aus italienischen Druckereien nur 6826 hervorgegangen, aus holländischen 2049, und erst in weitem Abstande folgt Frankreich mit 125. Um das Jahr 1500 herum vertheilte sich die Zahl der jährlich erscheinenden Bücher auf 1280, zweiundzwanzig Jahre später um 1700, was sie bereits auf 10.000 hehoben, 1887 waren es 100.000 und 1908, in dem Jahre, mit dem die Statistik des „Bulletin“ abschließt, waren nicht weniger als 174.375 Druckwerke in den verschiedenen Ländern der Erde erschienen, eine Zahl, die nicht mit Unrecht in dem Verlaufe des Kulturfortschritts Berücksichtigung über die Zukunft unserer Bibliotheken hervorruft.

Spezial-Ausverkauf. Zuer noch etwas früh, da die Saison noch nicht vorüber ist, haben wir uns entschlossen, einen Ausverkauf abzuhalten, welcher gewiß eure Aufmerksamkeit auf sich lenken wird. Wir beabsichtigen unseren Kunden diesen Vorteil zu einer Zeit zukommen zu lassen wo es am zweckbesten ist. Für die nächsten 30 Tage werden wir einen Rabatt von 20 Pro Cent an alle „Taylor made“ Damen Anzügen. geben. Auch an Damen und Misses wollen Kleider, Stricks und an Damen und Misses Frühjahrs-Mänteln. Seht diese angegebenen Preise und ihr werdet mit einem Blicke sehen was ihr sparen könnt.

Damen Suits	Damen u. Misses Suits	Damen und Misses Mäntel.
Früherer Pr. \$30.00 zu \$24.00	Früherer Pr. \$12.00 zu \$9.60	Früherer Pr. \$25.00 zu \$20.00
„ „ 25.00 „ 20.00	„ „ 10.00 „ 8.00	„ „ 20.00 „ 16.00
„ „ 20.00 „ 16.00	„ „ 8.00 „ 6.40	„ „ 16.00 „ 12.80
„ „ 18.00 „ 14.40	„ „ 7.00 „ 5.60	„ „ 12.50 „ 10.00
„ „ 15.00 „ 12.00	„ „ 6.00 „ 4.80	„ „ 10.00 „ 8.00
	„ „ 5.00 „ 4.00	„ „ 6.00 „ 4.80
	„ „ 4.00 „ 3.20	„ „ 5.00 „ 4.00
	„ „ 2.50 „ 2.00	

A. G. & C. F. Filter

Dr. L. C. Bleick Deutscher Arzt Office zwischen dem Corner Drug Store und der Post Office. Telephone 91

Die Teilungslinie! Eine Bank-Einlage ist oft die Teilungslinie zwischen Fortschritt und Rückgang. Grobes entzieht oft von einem kleinen Anfang. Tange mit einer Gewohnheit zum Sparen an. Erffine eine Bankeinlage in eurer Bank. Kein Betrag ist zu klein. Systematisches Sparen wird einen festen Antieib in euch erregen, welcher euch aus Armut zur Unabhängigkeit führt und euch ein eigenes Heim schafft. Wir sind gerne bereit euch nach Möglichkeit zu unterstützen. Farmers & Merchants State Bank Die Bank an der Ecke Kapital und Surplus \$60,000 Depositors in dieser Bank sind durch den Depositors Guaranty Fund des Staates Nebraska geschützt. W. D. Damm, Präsident M. S. Weston, Vize-Präsident P. H. Tulley, Kassierer G. C. Peterson, Hilfs-Kassierer

Wächst im Schlaf. In einem Zirkus in Madrid tritt zur Zeit ein französischer Niels Namens Eugene Arceau auf, der neunzehn Jahre alt ist und 2.3 Meter in der Höhe misst. Der König von Spanien, der sich den Niels neulich ansah, ließ ihn nach der Vorstellung in seine Loge kommen und machte sich den Spaß, unter seinem hochhohol ausgebreiteten Arm Aufstellung zu nehmen. „Wenn Sie ein Spanier wären“, sagte der König, „würde ich dem Verlangen nicht widerstehen können, Sie unter meine Garde zu setzen.“ Als Arceau eines Tages 30 Stunden hintereinander geschlafen hatte, bemerkte er beim Erwachen mit Staunen, daß sein Maß um ein Zentimeter zugenommen hatte. Die Presse glaubte, daß der vielversprechende junge Niels im Alter von 25 Jahren nicht viel unter drei Meter Größe zuzuwachsen wird.

Die Briefmarken Albanien. Nach der der neue Briefmarken von Albanien seinen Eingang in sein neues Reich hielt, erschienen die neuen Briefmarken Albanien. Sie hatten ja bereits ihre Vorgänger; schon im vergangenen Jahre wurden eine Reihe türkischer Wertzeichen herausgegeben, die als Ueberdruck den albanischen Doppeladler zeigten; hatte. Aber das waren Provisorien; die jetzt erschienenen Briefmarken sind auf einmal die ständigen Marken des Albanien. Die Wertzeichen tragen das Albanien des Nationalhelden Skanderbeg, der im 15. Jahrhundert die Unabhängigkeit Albanien proklamirte und erfolgreich dem Anruhm der Türken wehrte.